

Abgerundet wird das Buch durch ein umfangreiches Glossar mit detaillierten Definitionen sowie ein Orts- und Personenregister. Sehr erfreulich ist das zusätzliche ikonographische Register, das eine Suche speziell zu ikonographischen Bildthemen ermöglicht.

Die Art der Herangehensweise folgt weitgehend dem Standard, den die Kataloge des Kölner Schnütgen-Museums mittlerweile gesetzt haben, wo in gleicher Reihung sowie ähnlich umfassend neben dem Zustand auch die Holzbearbeitung bzw. Konstruktion und daran anschließend die Fassung erläutert werden. Auch der Aufbau der kunsthistorischen Einordnung ist hier ähnlich.

Alles in allem handelt es sich bei dem Katalog des Diözesanmuseums Rottenburg um einen sehr gelungenen Bestandskatalog. Er geht deutlich über das Maß einer Publikation hinaus, wie man sie für ein Museum dieser Größe erwarten dürfte, und steht Katalogen erheblich größerer Museen in keiner Weise nach. Die Objekte werden in einer sehr ansprechenden und informativen Weise vorgestellt, die nicht nur dem interessierten Laien, sondern auch dem fachkundigen Kollegen als spannende Lektüre dient. Kirstin Mannhardt

Margret LEMBERG, *Der Elisabethschrein – die erstaunliche Karriere eines Kunstwerks* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 79), Marburg: Historische Kommission für Hessen 2013. 218 S., 69 Abb. ISBN 978-3-942225-21-2. Geb. € 36,-

Das wichtigste Ausstattungsstück der Marburger Elisabethkirche ist der Elisabethschrein, der bald nach dem Tod der Heiligen (1231) geschaffen wurde. Erstaunlich schnell erfolgte im Jahre 1235 ihre Heiligsprechung, und sogleich wurde mit dem Bau der Kirche begonnen, einer der frühesten rein gotischen in Deutschland. Wann der kostbare Schrein entstand, ist nicht genau bekannt, er sollte aber schon 1249 an der Rückseite des bereits fertiggestellten Hochaltars aufgestellt werden, wo die vielen Wallfahrer ihn sehen und die Heilige verehren konnten.

Damit beginnt die Geschichte des Schreins, die die Verfasserin detailliert und kenntnisreich, unter Benutzung zahlreicher Schriftquellen, die im Anhang zitiert oder in Regestenform wiedergegeben werden, schildert. Zwar wurde das Heiligengrab im nördlichen Querschiff durch ein Mausoleum ausgezeichnet, aber die ständig zunehmende Wallfahrt, auch der Fortschritt der Bauführung machten die genannte zentrale Unterbringung des Schreins notwendig. Aber auch diese Maßnahme reichte nicht aus. Die wachsende Pilgerschar störte den Gottesdienst am Altar, und der Schrein war durch das häufige Berühren nicht mehr sicher genug. Seit etwa 1280 war sein Platz nun – mit Unterbrechungen – in der Sakristei, wo er zudem durch ein textiles Futteral und durch ein schmiedeeisernes Gitter geschützt wurde.

Mehr als über den Schrein selbst, seine Schönheit und Würde, erfährt man über seine Rolle, die er stets in der Politik spielte. Hatten die Landgrafen von Thüringen schon die Heiligsprechung ihrer Verwandten in Gang gesetzt, so hatten sie später als Landgrafen von Hessen noch großen Einfluss auf das Schicksal des Schreins, als dessen Eigentümer sie sich fühlten. Gegenspieler war dabei stets der Deutsche Orden, der die Elisabethkirche innehatte. Schon Kaiser Friedrich II. hatte der Erhebung der Gebeine beigewohnt und das abgetrennte Haupt der Heiligen mit einer Krone gewürdigt – wahrscheinlich das (von der Autorin verschwiegene) Kronenreliquiar aus dem 13. Jahrhundert in Stockholm, das die Schweden in Würzburg erobert hatten. Kaiser Karl IV. besuchte 1357 das Heiligengrab und stärkte dabei die Rolle des Deutschen Ordens und der Pilger.

Im Zuge der Reformation erwirkte Landgraf Philipp von Hessen die Herausgabe der Gebeine der Heiligen. Der Schrein verblieb ab jetzt ohne die Reliquien, die er bergen sollte, und

wurde allein zum bewunderten Kunstwerk. Dem Hin und Her der Reliquien und des Schreins zwischen den Landgrafen und dem Orden (von 1539 bis 1814), vor allem für hessische Leser interessant, widmet sich die Autorin erschöpfend insgesamt 60 Seiten lang. Sie stellt eigene Kapitel über die Entführung des Schreins nach Kassel und seine Rückführung nach Marburg auf, seine kunsthistorische Einordnung seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, seine Beraubung im Jahre 1920, seine diversen Schicksale im Zweiten Weltkrieg und die notwendigen Restaurierungen. Lesenswerte Exkurse gibt es zum schmiedeeisernen Schutzgitter aus dem 14. Jahrhundert und die bis 1931 am Schrein oberhalb der Kreuzigungsdarstellung angebrachte Achtschale (heute im Universitätsmuseum Marburg), die aus dem Besitz der hl. Elisabeth stammen soll.

Selten ist so ausführlich über das Schicksal eines Kunstwerks geschrieben worden. Angesichts der künstlerischen Bedeutung und der Rolle, die es in der Politik – auch der überregionalen – spielte, stellt es aber ein interessantes Kapitel in Geschichte und Kunstgeschichte dar. Über den Schrein selbst liest man immer noch am besten in Erika Dinkler-von Schuberts Buch von 1974 nach. Im ausführlichen Literaturverzeichnis fehlt das – eher kunstpolitisch ausgerichtete – Buch von Viola Belghaus, *Der erzählte Körper. Die Inszenierung der Reliquien Karls des Großen und Elisabeths von Thüringen*, Berlin 2005.

Heribert Meurer

Karl Ludwig von Zanth, *Der Erbauer der Wilhelma in seiner Zeit*, Katalog zur Ausstellung im Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg, hg. von Annemarie RÖDER, Stuttgart 2012. 184 S. mit zahlr. Abb. ISBN 978-3-00-039151-4. € 5,-

Der Architekt Ludwig Zanth (1796–1857) ist, wie schon der Untertitel des Katalogs besagt, heute nur noch durch sein Hauptwerk, die Wilhelma, einem Fachpublikum bekannt. Gleichwohl zählt er durch seine Bauten mit zu den führenden Architekten Württembergs im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts. Der vorliegende, von Annemarie Röder und Michael Wenger konzipierte Band rückt nun erstmals das bewegte Leben und das Werk dieses Meisters in den Mittelpunkt einer monographischen Darstellung.

Zanth wurde als Louis Zadig am 6. August 1796 als Sohn des jüdischen Arztes Dr. Abraham Zadig und seiner Ehefrau Marianne geb. Warburg in Breslau geboren. 1802 ließ sich der Vater scheiden und konvertierte Ende des Jahres als August Theodor Zadig zusammen mit seinem Sohn zur evangelischen Kirche. Damals erhielt Zanth wohl die Vornamen Karl Ludwig Wilhelm. Den jüdischen Familiennamen Zadig legten Vater und Sohn erst 1820 ab und nannten sich fortan Zanth. Im Januar 1807 lernte der Vater bei der Eroberung Breslaus durch die Franzosen den Oberkommandierenden, Prinz Jérôme Bonaparte, kennen. Als dieser noch im selben Jahr von seinem Bruder Napoleon I. zum König von Westphalen eingesetzt wurde, ging August Theodor Zadig als Leibarzt von Königin Katharina, der Tochter von König Friedrich I. von Württemberg, nach Kassel. Dort besuchte der Sohn ab 1807 das Lyzeum, wo er von Christoph Heinrich Jussow und Ernst Friedrich Robert im Zeichnen unterrichtet wurde. 1811 wechselte er auf das Pädagogium in Ilfeld am Harz. Hier erwarb er sich erste Kenntnisse in der Baukunst. Aufgrund eines westfälischen Stipendiums hielt er sich im Sommer und Herbst 1813 in Paris auf, wo er die Polymatische Schule und das Lycée Bonaparte besuchte. Nach dem Zusammenbruch des Königreichs Westphalen kehrte er mit seinem Vater vorübergehend nach Breslau zurück. 1815 gelang es dem Vater, den Sohn in Stuttgart unterzubringen. Dort besuchte er das Gymnasium illustre und lernte bis 1818 bei Baurat